



RICHELLE MEAD

BLOOD LINES

SILBERSCHATTEN

LYX

ROMAN

digital

Inhalt

Titel

Zu diesem Buch

Widmung

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Die Autorin

Die Romane von Richelle Mead bei LYX

Impressum

RICHELLE MEAD

BLOODLINES

SILBERSCHATTEN

Roman

*Ins Deutsche übertragen
von Michaela Link*

 LYX

Zu diesem Buch

Nach dem schweren Verrat durch ihre Schwester Zoe ist für Sydney nichts mehr, wie es war. Ihr schlimmster Albtraum ist bittere Realität geworden: Sydney ist in der Gewalt der Alchemisten und täglichen Demütigungen ausgesetzt mit dem Ziel, ihre Beziehung zu den Moroi und insbesondere ihre Liebe zu Adrian zu zerstören. Adrian versucht ebenfalls, gegen alle Widerstände weiter an seiner Liebe zu Sydney festzuhalten, auch wenn die ganze Welt sich gegen sie verschworen zu haben scheint. Doch der Kampf wirkt aussichtslos. Aus Verzweiflung darüber, dass er seiner geliebten Sydney nicht helfen kann, sucht er erneut Trost im Alkohol. Und dann tritt auch noch eine neue Frau in sein Leben ... Können Sydney und Adrian ihre schwerste Krise überstehen und wieder einen Weg zueinander finden?

Für die #VAFamilie

KAPITEL 1

SYDNEY

Ich erwachte im Dunkeln.

Das war allerdings nichts Neues, da ich seit ... ich wusste nicht, seit wie vielen Tagen ich schon im Dunkeln aufgewacht war. Es konnten Wochen oder sogar Monate gewesen sein. Ich hatte in dieser kleinen, kalten Zelle – mit nur einem rauen Steinboden als Bett – jedes Zeitgefühl verloren. Es war unmöglich, die Tage zu zählen, weil meine Wärter mich entweder mit einer Droge wach hielten oder mich schlafen ließen, ganz wie es ihnen gefiel. Einige Zeit lang war ich mir sicher gewesen, dass sie mir etwas ins Essen oder ins Wasser taten, daher war ich in einen Hungerstreik getreten. Das Einzige, was mir das gebracht hatte, war eine Zwangsernährung – was ich nie, nie wieder erleben möchte. Und der Droge entkam ich dadurch auch nicht. Schließlich war mir klar geworden, dass sie sie durch das Lüftungssystem in die Zelle strömen ließen, und anders als beim Essen konnte ich ja schließlich nicht in einen Atemstreik treten.

Für eine Weile hatte ich dann die abstruse Idee gehabt, meinen Menstruationszyklus als Zeitmesser zu nehmen, so wie sich Frauen in primitiven Gesellschaften am Mond orientiert hatten. Meine Wärter, Verfechter von Sauberkeit und Effizienz, hatten für diesen Fall sogar weibliche Hygieneprodukte bereitgestellt. Doch auch dieser Plan scheiterte. Da ich durch meine Gefangennahme die Pille

plötzlich nicht mehr nehmen konnte, hatten sich meine Hormone neu eingestellt und meinen Körper in unregelmäßige Zyklen gestürzt, die es unmöglich machten, irgendetwas zu messen, vor allem in Kombination mit meinem verrückten Schlafrhythmus. So konnte ich mir allerdings sicher sein, dass ich nicht schwanger war – eine gewaltige Erleichterung. Hätte ich auch noch Angst um Adrians Kind haben müssen, hätten die Alchemisten eine schier unbegrenzte Macht über mich gehabt. Aber in diesem Körper gab es nur mich allein, und ich konnte alles aushalten, Hunger, Kälte, egal was. Ich weigerte mich, mich von ihnen brechen zu lassen.

»Haben Sie über Ihre Sünden nachgedacht, Sydney?«

Die metallische Frauenstimme hallte durch die winzige Zelle und schien aus allen Richtungen gleichzeitig zu kommen. Ich richtete mich in eine sitzende Position auf und zog mir das grobe Hemd über die Knie. Das war reine Gewohnheit. Das ärmellose Kleidungsstück war so papierdünn, dass es nicht die geringste Wärme bot. Es vermittelte lediglich ein Anstandsgefühl. Sie hatten es mir irgendwann während meiner Gefangenschaft gegeben und behauptet, es sei ein Zeichen guten Willens. In Wirklichkeit denke ich aber, dass die Alchemisten einfach nicht ertragen konnten, mich nackt zu lassen, vor allem als sie sahen, dass es mir nicht so zusetzte, wie sie gehofft hatten.

»Ich habe geschlafen«, antwortete ich und unterdrückte ein Gähnen. »Keine Zeit zum Nachdenken.« Von den Drogen in der Luft schien ich ständig müde zu sein, aber sie bliesen offenbar auch irgendeine Art von Aufputschmittel herein, das dafür sorgte, dass ich wach

blieb, wenn sie es wollten, egal wie erschöpft ich sein mochte. Das Ergebnis war: Ich fühlte mich nie vollkommen ausgeruht – was natürlich ihre Absicht war. Psychologische Kriegsführung funktionierte am besten, wenn der Geist müde war.

»Haben Sie geträumt?«, fragte die Stimme. »Haben Sie von Erlösung geträumt? Haben Sie davon geträumt, wie es wäre, wieder das Licht zu sehen?«

»Sie wissen, dass ich das nicht getan habe.« Heute war ich ungewöhnlich redselig. Sie stellten mir diese Fragen ständig, und manchmal blieb ich einfach stumm. »Aber wenn Sie mal eine Weile damit aufhören würden, mir dieses Beruhigungsmittel zu verabreichen, würde ich vielleicht ein bisschen richtigen Schlaf bekommen und Träume haben, über die wir uns unterhalten können.«

Wichtiger noch, richtigen Schlaf ohne diese Drogen zu bekommen bedeutete, dass Adrian mich in meinen Träumen aufspüren und mir helfen konnte, einen Weg aus diesem Höllenloch zu finden.

Adrian.

Allein sein Name hatte mich viele lange, dunkle Stunden durchstehen lassen. Gedanken an ihn, an unsere Vergangenheit und unsere Zukunft, halfen mir, meine Gegenwart zu überleben. Ich verlor mich oft in Tagträumen und dachte an die Handvoll Monate zurück, die wir zusammen gehabt hatten. War es wirklich so kurz gewesen? In meinen neunzehn Jahren erschien mir nichts so lebendig oder bedeutungsvoll wie die Zeit, die ich gemeinsam mit ihm verbracht hatte. Meine Tage waren ausgefüllt mit Gedanken an ihn. Im Geiste ging ich jede

kostbare Erinnerung durch, die schönen und die herzzerreißenden, und wenn ich sie alle durch hatte, fantasierte ich über die Zukunft. Ich durchlebte all die möglichen Szenarien, die wir uns für uns selbst ausgemalt hatten, all diese dummen »Fluchtpläne«.

Adrian.

Er war der Grund, warum ich in diesem Gefängnis überleben konnte.

Und er war auch der Grund, warum ich überhaupt hier war.

»Sie brauchen Ihr Unterbewusstsein nicht, um sich zu sagen, was Ihr Bewusstsein bereits weiß«, erklärte mir die Stimme. »Sie sind verdorben und unrein. Ihre Seele ist in Dunkelheit gehüllt, und Sie haben sich gegen Ihre eigene Art versündigt.«

Ich seufzte über diese alten Phrasen und veränderte meine Position, versuchte, es mir bequemer zu machen, obwohl das ein aussichtsloser Kampf war. Meine Muskeln waren schon seit einer Ewigkeit steif geworden. An Bequemlichkeit war unter diesen Bedingungen nicht zu denken.

»Es muss Sie doch traurig machen«, fuhr die Stimme fort, »zu wissen, dass Sie Ihrem Vater das Herz gebrochen haben.«

Das war jetzt eine neue Herangehensweise, die mich derart überrumpelte, dass ich ohne nachzudenken erwiderte: »Mein Vater hat kein Herz.«

»Oh doch, Sydney. Oh doch.« Wenn ich mich nicht täuschte, klang die Stimme ein wenig erfreut darüber, mich aus der Reserve gelockt zu haben. »Er bedauert Ihren

Absturz zutiefst. Vor allem, nachdem Sie uns und unserem Kampf gegen das Böse so vielversprechend erschienen waren.«

Ich rutschte ein Stück, sodass ich mich gegen die grob behauene Wand lehnen konnte. »Na ja, er hat noch eine andere Tochter, die jetzt deutlich vielversprechender ist als ich, also wird er bestimmt darüber hinwegkommen.«

»Sie haben auch ihr das Herz gebrochen. Beide sind betrübter, als Sie ahnen. Wäre es nicht schön, sich mit ihnen zu versöhnen?«

»Bieten Sie mir diese Möglichkeit an?«, fragte ich vorsichtig.

»Wir haben Ihnen diese Möglichkeit von Anfang an geboten, Sydney. Sie brauchen es nur zu sagen, und wir werden Ihren Weg zur Erlösung mit Freuden vorbereiten.«

»Wollen Sie damit sagen, dies sei kein Teil davon gewesen?«

»Dies war Teil der Bemühung, Ihnen zu helfen, Ihre Seele zu reinigen.«

»Klar«, sagte ich. »Sie helfen mir mit Hunger und Demütigung.«

»Möchten Sie Ihre Familie sehen oder nicht? Wäre es nicht schön, sich mit ihnen zusammenzusetzen und gemeinsam zu sprechen?«

Ich gab keine Antwort und versuchte stattdessen zu enträtseln, was hier für ein Spiel gespielt wurde. Die Stimme hatte mir im Laufe meiner Gefangenschaft viele Dinge angeboten, die meisten davon betrafen das leibliche Wohl – Wärme, ein weiches Bett, richtige Kleidung. Man hatte mir auch andere Belohnungen genannt, wie die Kette

mit dem Kreuz, die Adrian für mich gemacht hatte, und Essen, das nahrhafter und appetitlicher war als der Haferschleim, mit dem sie mich gegenwärtig am Leben erhielten. Sie hatten sogar versucht, mich mit dem Schleim in Versuchung zu führen, indem sie Kaffeeduft in die Zelle einströmen ließen. Irgendjemand – wahrscheinlich diese Familie, der so viel an mir lag – musste ihnen einen Tipp gegeben haben, was meine Vorlieben betraf.

Aber dies ... die Möglichkeit, mit Menschen zu reden, das war etwas ganz Neues. Zugegeben, Zoe und mein Dad standen nicht gerade ganz oben auf der Liste der Leute, die ich jetzt gern sehen würde, aber mich interessierte auch der größere Rahmen, der zu dem Angebot der Alchemisten gehörte: ein Leben außerhalb dieser Zelle.

»Was müsste ich tun?«, fragte ich.

»Das haben Sie die ganze Zeit über gewusst«, antwortete die Stimme. »Ihre Schuld eingestehen. Beichten Sie Ihre Sünden und geben Sie ein Zeichen, dass Sie bereit sind, sich reinzuwaschen.«

Ich hätte beinahe gesagt: *Ich habe nichts zu beichten*. Das hatte ich ihnen schon hundert Mal gesagt. Vielleicht sogar tausend Mal. Aber ich war immer noch fasziniert. Eine Begegnung mit anderen Menschen bedeutete, dass sie dieses Gift in der Luft ausschalten mussten ... nicht wahr? Und wenn ich dem entkommen könnte, könnte ich träumen ...

»Ich sage einfach diese Worte, und dann darf ich meine Familie sehen?«

Die Stimme klang herablassend. »Natürlich nicht gleich. Sie müssen es sich erst verdienen. Aber Sie wären in der

Lage, zum nächsten Stadium Ihrer Heilung überzugehen.«

»Umerziehung«, sagte ich.

»So, wie Sie es ausdrücken, klingt es wie etwas Schlechtes«, erwiderte die Stimme. »Wir tun das alles nur, um Ihnen zu helfen.«

»Nein danke«, stellte ich fest. »Ich gewöhne mich gerade an diese Zelle. Es wäre furchtbar schade, sie zu verlassen.«

Einmal das, und dann wusste ich, dass mit der Umerziehung erst die wahre Folter begann. Sicher, sie würde körperlich vielleicht nicht so belastend sein wie dies hier, aber da würden sie sich erst richtig auf die Gedankenkontrolle konzentrieren. Diese harten Bedingungen waren Absicht, damit ich mich schwach und hilflos fühlte und beeinflussbar wäre, wenn sie versuchten, mich in der Umerziehung einer Gehirnwäsche auszusetzen. Damit ich ihnen dankbar dafür wäre.

Und doch wurde ich den Gedanken nicht mehr los, dass ich vielleicht wieder normal schlafen und träumen könnte, wenn ich die Zelle verließ. Wenn ich diesen Kontakt zu Adrian herstellen könnte, würde sich vielleicht alles verändern. Zumindest würde ich wissen, dass es ihm gut geht ... falls ich die Umerziehung selbst überlebte. Ich könnte Vermutungen über die Art der psychologischen Manipulation anstellen, die sie bei mir versuchen würden, aber ich wusste es nicht mit Bestimmtheit. Würde ich das aushalten? Könnte ich bei Verstand bleiben, oder könnten sie mich so manipulieren, dass ich all meinen Prinzipien untreu würde und mich gegen die Menschen wendete, die ich liebte? Das war das Risiko, das ich beim Verlassen

dieser Zelle eingehen würde. Außerdem wusste ich, dass den Alchemisten genügend Drogen und Tricks zur Verfügung standen, damit ihre Befehle »hängen blieben«, sozusagen, und obwohl ich *wahrscheinlich* dank regelmäßiger Magiebenutzung in der Zeit vor meiner Gefangennahme gegen sie geschützt war, nagte die Furcht an mir, ich könnte trotzdem anfällig sein. Der einzige sichere Schutz vor ihrem Zwang, den ich kannte, war ein Trank, den ich einmal gebraut und bei einem Freund erfolgreich eingesetzt hatte – aber nicht bei mir selbst.

Weitere Grübeleien wurden auf Eis gelegt, als ich spürte, wie mich die Müdigkeit befiel. Anscheinend war dieses Gespräch jetzt vorbei. Ich war inzwischen so klug, nicht dagegen anzukämpfen, und streckte mich auf dem Boden aus, ließ mich in einen dicken, traumlosen Schlaf sinken, einen Schlaf, der jeden Gedanken an Freiheit begrub. Aber bevor mir die Droge das Bewusstsein raubte, sagte ich im Geist noch seinen Namen, um stark zu bleiben.

Adrian ...

Ich wachte später wieder auf, zu einer unbestimmten Zeit, und stellte fest, dass man mir etwas zu essen in die Zelle gebracht hatte. Es war der übliche Brei, irgendeine Art von heißem Fertigzeug, das wahrscheinlich mit Vitaminen und Mineralstoffen angereichert worden war, damit ich gesund blieb, sofern man da von Gesundheit sprechen konnte. Es als »heißes Zeug« zu bezeichnen, wäre jedoch etwas hoch gegriffen. »Lauwarm« war treffender. Sie mussten es so unappetitlich wie möglich machen. Geschmacklos oder

nicht, ich aß automatisch, denn ich wusste, dass ich meine Kräfte brauchen würde, wenn ich hier herauskam.

Falls ich hier herauskomme.

Der verräterische Gedanke befiel mich, bevor ich ihn aufhalten konnte. Es war eine alte Furcht, die an mir genagt hatte, die erschreckende Möglichkeit, dass sie mich für immer hierbehalten könnten und ich nie wieder einen der Menschen sehen würde, die ich liebte – nicht Adrian, nicht Eddie, nicht Jill, keinen von ihnen. Ich würde nie wieder Magie praktizieren. Ich würde auch niemals wieder ein Buch lesen. Dieser letzte Gedanke traf mich heute besonders hart, denn so sehr mir meine Tagträume von Adrian auch durch diese dunklen Stunden halfen, ich hätte morden können, um etwas so Banales wie einen Schundroman zum Lesen zu bekommen. Schon mit einer Zeitschrift oder einer Broschüre wäre ich zufrieden gewesen. Alles, nur nicht diese Dunkelheit und diese Stimme.

Sei stark, sagte ich mir. Sei stark für dich selbst. Und sei stark für Adrian. Täte er für dich nicht das Gleiche?

Ja, das würde er. Wo immer er war, ob er sich noch in Palm Springs oder woanders befand, ich wusste, dass Adrian mich niemals aufgeben würde, und ich musste mich entsprechend verhalten. Ich musste bereit sein für den Tag, an dem wir wieder zusammenkommen würden. An dem wir wieder vereint wären.

Centrum permanebit. Die lateinischen Worte gingen mir durch den Kopf und gaben mir Kraft. Übersetzt bedeuteten sie: »Die Mitte hält«. Sie waren von einem Gedicht abgeleitet, das Adrian und ich gelesen hatten. *Wir sind jetzt*

die Mitte, dachte ich. Und er und ich werden halten, was auch geschieht.

Ich beendete mein dürftiges Mahl und tastete mich im Dunkeln zu dem kleinen Becken hinüber. Es war in der Ecke der Zelle neben einer Toilette angebracht, und ich versuchte mich dort flüchtig zu waschen. Ein richtiges Bad oder eine Dusche kamen nicht infrage (obwohl sie auch das zuvor als Köder benutzt hatten), und ich musste mich täglich (oder was ich für täglich hielt) mit einem rauen Waschlappen und kaltem Wasser säubern, das nach Rost roch. Es war demütigend zu wissen, dass sie mich mit ihren Nachtsichtkameras beobachteten, aber es schien mir immer noch würdevoller, als schmutzig zu bleiben. Diese Befriedigung würde ich ihnen nicht geben. Ich wollte menschlich bleiben, auch wenn genau dies der Vorwurf war, zu dem sie mich befragten.

Als ich sauber genug war, rollte ich mich wieder an der Wand zusammen. Meine Haut war noch nass, und ich zitterte in der kalten Luft so stark, dass mir die Zähne klapperten. Würde mir je wieder warm werden?

»Wir haben mit Ihrem Vater und Ihrer Schwester gesprochen, Sydney«, sagte die Stimme. »Sie waren sehr traurig zu hören, dass Sie sie nicht sehen möchten. Zoe hat geweint.«

Ich wand mich innerlich und bereute, dass ich beim letzten Mal mitgespielt hatte. Die Stimme dachte jetzt natürlich, dass diese Familientaktik ein gutes Druckmittel sei. Wie konnten sie annehmen, dass ich Kontakt zu den Menschen haben wollte, die mich hier eingesperrt hatten? Die einzigen Familienmitglieder, die ich vielleicht hätte

sehen wollen – meine Mom und meine ältere Schwester – standen wahrscheinlich gar nicht auf der Besucherliste, vor allem wenn mein Dad bei der Scheidung seinen Willen bekommen hatte. Wie *das* ausgegangen war, hätte ich tatsächlich gern gewusst, aber das würde ich niemals zugeben.

»Bedauern Sie den Schmerz nicht, den Sie ihnen zugefügt haben?«, fragte die Stimme.

»Ich finde eher, Zoe und Dad sollten den Schmerz bedauern, den sie *mir* zugefügt haben«, blaffte ich zurück.

»Sie wollten Ihnen keinen Schmerz zufügen.« Die Stimme versuchte, besänftigend zu klingen, aber ich wollte vor allem denjenigen schlagen, der dahinter steckte – und ich war normalerweise kein Mensch, der zur Gewalt neigte. »Sie haben es nur getan, um Ihnen zu helfen. Mehr wollen auch wir gar nicht. Sie würden sich sehr darüber freuen, wenn sie mit Ihnen sprechen und sich rechtfertigen könnten.«

»Davon bin ich überzeugt«, murmelte ich. »Falls Sie überhaupt mit ihnen geredet haben.« Ich hasste mich dafür, dass ich mich mit meinen Wärtern unterhielt. Seit einer ganzen Zeit hatte ich schon nicht mehr mit ihnen gesprochen. Sie mussten es genießen.

»Zoe hat uns gefragt, ob es okay sei, dass sie Ihnen einen Vanilla Latte mit fettarmer Milch mitbringt, wenn sie Sie besucht. Wir haben das bejaht. Wir sind sehr für einen höflichen Besuch, dafür dass Sie sich gemeinsam hinsetzen und miteinander sprechen, damit Ihre Familie und vor allem Ihre Seele heilen kann.«

Mein Herz schlug schnell, aber das hatte nichts mit der Verlockung des Kaffees zu tun. Die Stimme bestätigte einmal mehr, was bereits angedeutet worden war. Ein richtiger Besuch, bei dem man sich hinsetzt und Kaffee trinkt ... das musste aber außerhalb dieser Zelle stattfinden. Wenn diese Fantasie auch nur ansatzweise zutraf, dann würden sie meinen Dad und Zoe niemals hierherbringen – nicht dass es mein Ziel wäre, sie zu sehen. Mein Ziel war es, hier rauszukommen. Ich behauptete immer noch, dass ich ewig hierbleiben könne, dass ich aushalten könne, was immer sie mir antaten. Und ich konnte es sicher. Aber was erreichte ich damit? Ich bewies nur meine Zähigkeit und meinen Trotz, worauf ich zwar stolz war, was mich Adrian aber nicht näher brachte. Um zu Adrian zu kommen, um über ihn auch zu meinen anderen Freunden zu kommen ... musste ich träumen. Um zu träumen, musste ich die Betäubung durch die ständig verabreichten Drogen abschütteln.

Und nicht nur das. Wenn ich mich nicht mehr in einer kleinen, dunklen Zelle befand, würde ich vielleicht wieder Magie wirken können. Ich würde eventuell sogar einen Hinweis darauf erhalten, wo sie mich hingebracht hatten. Und dann würde ich mich vielleicht befreien können.

Aber zuerst musste ich aus dieser Zelle herauskommen. Ich hatte gedacht, es sei tapfer hierzubleiben, aber plötzlich fragte ich mich, ob die wahre Mutprobe nicht vielmehr darin bestünde herauszukommen.

»Würde Ihnen das gefallen, Sydney?« Wenn ich mich nicht irrte, schwang in der Stimme ein aufgeregter Unterton mit – sie klang beinahe eifrig. Das stand im

Gegensatz zu dem hochmütigen und herrischen Ton, an den ich mich gewöhnt hatte. Sie hatten noch nie so viel Interesse bei mir entfacht. »Würden Sie gern die ersten Schritte zur Reinigung Ihrer Seele unternehmen – und Ihre Familie sehen?«

Wie lange hatte ich schon in dieser Zelle geschmachtet und immer wieder das Bewusstsein verloren? Wenn ich mich am Leib und an den Armen abtastete, merkte ich, dass ich stark abgenommen hatte, und ein solcher Gewichtsverlust dauerte Wochen. Wochen, Monate ... ich hatte keine Ahnung. Und während ich hier war, drehte sich die Welt ohne mich weiter – eine Welt voller Leute, die mich brauchten.

»Sydney?«

Um nicht zu eifrig zu klingen, versuchte ich, sie hinzuhalten. »Woher weiß ich, dass ich Ihnen trauen kann? Dass Sie mir erlauben, meine Familie zu sehen, falls ich ... diese Reise antrete?«

»Bosheit und Täuschung sind nicht unsere Art«, entgegnete die Stimme. »Wir schätzen das Licht und die Aufrichtigkeit.«

Lügner, Lügner, dachte ich. Sie hatten mich jahrelang belogen und mir eingeredet, gute Menschen seien Ungeheuer, und versucht mir vorzuschreiben, wie ich mein Leben zu leben hatte. Aber es spielte keine Rolle. Was meine Familie betraf, konnten sie ihr Wort halten oder nicht.

»Werde ich ... ein richtiges Bett bekommen?« Es gelang mir, meine Stimme ein wenig erstickt klingen zu lassen. Die Alchemisten hatten eine hervorragende Schauspielerin aus

mir gemacht, und jetzt würden sie die praktische Umsetzung ihrer Ausbildung erleben.

»Ja, Sydney. Ein richtiges Bett, richtige Kleider, richtiges Essen. Und Leute zum Reden – Leute, die Ihnen helfen werden, wenn Sie ihnen nur zuhören wollen.«

Der letzte Teil besiegelte den Deal. Wenn ich regelmäßig mit anderen zusammen war, konnten sie die Luft nicht weiter mit Drogen versetzen. Jetzt gerade fühlte ich mich besonders wach und erregt. Sie bliesen dieses Aufputschmittel herein, von dem ich ungeduldig wurde und überstürzt handeln wollte. Bei einem müden und erschöpften Geist war das ein guter Trick, und er funktionierte – nur nicht so, wie sie es erwartet hatten.

Aus alter Gewohnheit legte ich eine Hand auf mein Schlüsselbein und berührte ein Kreuz, das nicht mehr da war. *Lass nicht zu, dass sie mich verändern*, betete ich stumm. *Lass mich bei Verstand bleiben. Lass mich aushalten, was immer kommt.*

»Sydney?«

»Was muss ich tun?«, fragte ich.

»Sie wissen, was Sie tun müssen«, antwortete die Stimme. »Sie wissen, was Sie sagen müssen.«

Ich legte mir die Hände aufs Herz, und meine nächsten inneren Worte waren kein Gebet, sondern eine stumme Botschaft an Adrian: *Warte auf mich. Sei stark, und ich werde auch stark sein. Ich werde mich aus allem herauskämpfen, was sie mir in den Weg stellen. Ich werde dich nicht vergessen. Ich werde dich nie verlassen, ganz gleich, welche Lügen ich ihnen erzählen muss. Unsere Mitte wird halten.*

»Sie wissen, was Sie sagen müssen«, wiederholte die Stimme. Sie geiferte förmlich.

Ich räusperte mich. »Ich habe mich gegen meine Art versündigt und zugelassen, dass meine Seele verdorben wurde. Ich bin bereit, von der Dunkelheit reingewaschen zu werden.«

»Und was sind Ihre Sünden?«, verlangte die Stimme zu erfahren. »Beichten Sie, was Sie getan haben.«

Das war zwar schwerer, aber es gelang mir trotzdem, es auszusprechen. Wenn es mich näher an Adrian und die Freiheit heranbrachte, konnte ich alles sagen.

Also holte ich tief Luft und sagte: »Ich habe mich in einen Vampir verliebt.«

Und einfach so wurde ich von Licht geblendet.

KAPITEL 2

ADRIAN

Versteh das nicht falsch, aber du siehst scheiße aus.«

Ich hob den Kopf vom Tisch und öffnete blinzelnd ein Auge. Selbst mit Sonnenbrille – im Haus – war das Licht fast immer noch zu viel für das Hämmern in meinem Kopf. »Ach ja?«, fragte ich. »Was kann man daran falsch verstehen?«

Rowena Clark bedachte mich mit einem gebieterischen Blick, der von Sydney hätte stammen können. Mein Herz machte einen Satz. »Sieh es konstruktiv.« Rowena rümpfte die Nase. »Du *hast* doch einen Kater, oder? Denn das impliziert schließlich, dass du irgendwann nüchtern gewesen bist. Und nach der ganzen Gin-Fabrik zu schließen, die ich riechen kann, bin ich mir da nicht so sicher.«

»Ich bin nüchtern. Fast.« Ich wagte es, die Sonnenbrille abzunehmen, um sie besser anschauen zu können. »Dein Haar ist blau.«

»Petrol«, korrigierte sie mich und berührte es verlegen. »Und du hast es schon vor zwei Tagen gesehen.«

»Wirklich?« Vor zwei Tagen hieße bei unserem letzten Kurs in Mischtechnik hier am Carlton College. Ich konnte mich kaum an etwas erinnern, das vor zwei Stunden geschehen war. »Hm. Wahrscheinlich war ich da nicht so nüchtern. Aber es sieht schön aus«, fügte ich hinzu, in der Hoffnung, dass sie mich dafür ein wenig mit ihrer Missbilligung verschonen würde. Sie tat es nicht.

In Wahrheit war ich in letzter Zeit etwa die Hälfte der Tage am College nüchtern. Doch wenn man bedachte, dass ich es überhaupt in den Kurs geschafft hatte, fand ich, dass ich durchaus ein wenig Lob verdient hatte. Als Sydney gegangen war – nein, entführt worden war –, hatte ich nicht hierherkommen wollen. Ich wollte nicht irgendwo hingehen oder irgendetwas tun, das nicht dem Ziel diente, sie zu finden. Ich hatte mich tagelang im Bett verschanzt, hatte gewartet und mit Geist die Welt der Träume nach ihr durchgesucht. Nur dass ich keine Verbindung hatte herstellen können. Egal zu welcher Tageszeit ich es versuchte, sie schien nie zu schlafen. Es ergab einfach keinen Sinn. Niemand konnte so lange wach bleiben. Es war schwer, Kontakt zu Betrunkenen herzustellen, da Alkohol die Wirkung von Geist schwächte und den Verstand blockierte, aber irgendwie bezweifelte ich, dass sie und ihre Alchemisten-Wärter ständig Cocktailpartys feierten.

Ich hätte vielleicht an mir und meinen Fähigkeiten gezweifelt, vor allem nachdem ich für eine Weile Medikamente eingenommen hatte, um Geist auszuschalten. Aber irgendwann war meine Magie mit voller Gewalt zurückgekommen, und ich hatte keine Probleme, andere in ihren Träumen zu erreichen. Ich mag in vieler Hinsicht lebensuntüchtig sein, aber ich war zweifellos noch immer der begabteste traumwandelnde Geistbenutzer, den ich kannte. Das Problem war allerdings, dass ich nur wenige andere Geistbenutzer kannte. Von daher hörte ich auch nicht viele Meinungen darüber, warum ich Sydney nicht erreichte. Alle Moroi-Vampire benutzen irgendeine Art von Elementarmagie. Die meisten spezialisieren sich auf eines

der vier physikalischen Elemente: Erde, Luft, Wasser oder Feuer. Nur eine Handvoll von uns benutzt Geist, und anders als für die anderen Elemente gibt es dafür keine gut dokumentierte Geschichte. Zwar gab es zahlreiche Theorien, aber niemand wusste mit Bestimmtheit, warum ich Sydney nicht erreichte.

Der Assistent meiner Professorin warf mir einen Packen getackelter Blätter zu. Den gleichen Packen bekam auch Rowena hingeworfen. Das riss mich aus meinen Gedanken. »Was ist das?«

»Ähm, deine Abschlussprüfung«, antwortete Rowena und verdrehte die Augen. »Lass mich raten. An die erinnerst du dich auch nicht? Oder daran, dass ich angeboten hatte, mit dir zu lernen?«

»Muss an einem meiner schlechten Tage gewesen sein«, murmelte ich und blätterte mit einem unguten Gefühl in den Seiten.

Rowenas tadelnder Ausdruck verwandelte sich in einen des Mitgefühls, aber was immer sie sonst noch gesagt haben mochte, ging in den Befehlen unserer Professorin unter, ruhig zu sein und uns an die Arbeit zu machen. Ich starrte auf das Examen und fragte mich, ob ich mich da durchmogeln konnte. Dass ich mich aus dem Bett und zurück ins College geschleppt hatte, lag zum Teil daran, dass ich wusste, wie viel Sydney meine Ausbildung bedeutete. Sie war immer neidisch auf die Möglichkeit gewesen, die ich hatte, eine Möglichkeit, die ihr kontrollsüchtiges Arschloch von einem Dad ihr verweigert hatte. Als ich begriffen hatte, dass ich sie nicht sofort finden konnte – und glaubt mir, neben den magischen hatte

ich es mit jeder Menge weltlicher Methoden versucht –, hatte ich für mich beschlossen weiterzumachen und das zu tun, was sie gewollt hätte: Ich wollte dieses Semester im College beenden.

Zugegeben, ich war nicht der eifrigste Schüler gewesen. Da die meisten meiner Seminare Grundkurse in Kunst waren, vergaben meine Dozenten im Allgemeinen Leistungspunkte, solange man überhaupt irgendetwas abgab. Das war ein großes Glück für mich, denn »irgendetwas« war vermutlich die netteste Beschreibung für einige der Machwerke, die ich in letzter Zeit geschaffen hatte. Ich hatte immer gerade so bestanden, aber dieses Examen jetzt würde vielleicht mein Untergang sein. Bei diesen Fragen hieß es alles oder nichts, richtig oder falsch. Ich konnte nicht einfach halbherzig eine Zeichnung oder ein Gemälde hinschludern und auf Punkte für diese Mühe zählen.

Als ich anfang, nach bestem Vermögen Fragen über Umrisszeichnungen und dekonstruierte Landschaften zu beantworten, spürte ich, wie mich eine dunkle Depression herunterzog. Und es lag nicht nur daran, dass ich in dem Kurs wahrscheinlich durchfallen würde. Ich würde auch Sydney und ihre hohen Erwartungen an mich enttäuschen. Aber ernsthaft, was war schon ein Kurs, wenn ich sie vorher so oft auf andere Weise enttäuscht hatte? Wären unsere Rollen vertauscht gewesen, hätte sie mich wahrscheinlich längst gefunden. Sie war klüger und einfallsreicher. Sie hätte etwas Außergewöhnliches tun können. Und ich kam nicht mal mit dem Gewöhnlichen klar.

Eine Stunde später gab ich die Klausur ab und hoffte, dass ich nicht gerade ein komplettes Semester verschwendet hatte. Rowena war früh fertig geworden und wartete draußen vor dem Seminarraum auf mich. »Möchtest du was essen?«, fragte sie. »Du bist eingeladen.«

»Nein danke. Ich muss mich mit meiner Cousine treffen.«

Rowena beäugte mich argwöhnisch. »Du fährst doch nicht etwa selbst, oder?«

»Ich bin jetzt nüchtern, herzlichen Dank«, antwortete ich. »Aber wenn du dich dann besser fühlst, nein, ich nehme lieber den Bus.«

»Dann war es das wohl, oder? Letzter Unterrichtstag.«

Vermutlich hatte sie recht, stellte ich bestürzt fest. Ich hatte zwar noch zwei andere Kurse, aber dieser war mein einziger Kurs mit ihr. »Wir werden uns bestimmt wiedersehen«, sagte ich tapfer.

»Das hoffe ich«, antwortete sie mit sorgenvollem Blick. »Du hast meine Nummer. Oder zumindest hattest du sie mal. Ich werde diesen Sommer hier sein. Ruf mich und Cassie an, falls du was unternehmen möchtest ... oder wenn du über irgendetwas reden willst ... ich weiß, dass du in letzter Zeit mit einigen heftigen Problemen zu kämpfen hattest ...«

»Ich habe schon schlimmere gehabt«, log ich. Sie hatte keine Ahnung, und als normaler Mensch konnte sie es auch nicht wissen. Ich wusste, dass sie dachte, Sydney habe mit mir Schluss gemacht, und Rowenas Mitleid brachte mich um. Ich konnte sie jedoch kaum korrigieren. »Und ich

melde mich auf jeden Fall, also bleib lieber neben deinem Telefon sitzen. Man sieht sich, Ro.«

Halbherzig winkte sie mir zu, als ich zur nächsten Bushaltestelle auf den Campus ging. Sie war nicht weit entfernt, aber als ich sie erreichte, schwitzte ich. Es war Mai in Palm Springs, und unser kurzer Frühling wurde von dem heißen und drückenden Herannahen des Sommers überrollt. Ich setzte die Sonnenbrille wieder auf, während ich wartete, und versuchte, das Hipster-Pärchen zu ignorieren, das rauchend neben mir stand. Zigaretten waren ein Laster, zu dem ich nicht zurückgekehrt war, seit Sydney fort war, aber manchmal fiel es schwer. Sehr schwer.

Um mich abzulenken, öffnete ich meine Tasche und spähte hinein, betrachtete eine kleine, goldene Drachenfigur. Ich legte ihm die Hand auf den Rücken und spürte seine winzigen Schuppen. Kein Künstler hätte ein so perfektes Kunstwerk erschaffen können – und zwar, weil das gar keine Skulptur war. Es war ein echter Drache – na ja, ein Callistana, um genau zu sein, eine Art wohlwollender Dämon –, den Sydney beschworen hatte. Er hatte eine Bindung zu ihr und zu mir aufgebaut, aber nur sie besaß die Fähigkeit, ihn jeweils in seine lebendige oder starre Form zu verwandeln. Zu Hoppels Pech war er in diesem Zustand gefangen gewesen, als man sie entführt hatte, was bedeutete, dass er darin festsass. Laut Jackie Terwilliger, Sydneys magischer Mentorin, war Hoppel im Grunde genommen immer noch lebendig, fristete aber ein ziemlich unglückliches Dasein ohne Nahrung und Aktivität. Ich nahm ihn überall mit hin und wusste nicht, ob ihm der

Kontakt mit mir etwas bedeutete. Was er wirklich brauchte, war Sydney, und ich konnte ihm deshalb keinen Vorwurf machen. Schließlich brauchte ich sie auch.

Ich hatte Rowena die Wahrheit gesagt: Ich war jetzt nüchtern. Und das war Absicht. Die lange Busfahrt, die vor mir lag, gab mir die perfekte Gelegenheit, nach Sydney zu suchen. Obwohl ich nicht mehr so krampfhaft wie früher versuchte, sie in Träumen zu erreichen, war es mir trotzdem wichtig, einige Male pro Tag nüchtern zu werden und sie zu suchen. Sobald der Bus fuhr und ich auf meinem Platz saß, beschwor ich die Geistmagie in mir und genoss kurz das herrliche Gefühl, das es mir bescherte. Es war jedoch ein zweischneidiges Glück, das von dem Wissen gedämpft wurde, dass Geist mich langsam in den Wahnsinn trieb.

Wahnsinn ist ein so hässliches Wort, sagte eine Stimme in meinem Kopf. Betrachte es als einen neuen Blick auf die Realität.

Ich zuckte zusammen. Die Stimme in meinem Kopf war nicht mein Gewissen oder etwas in der Art. Es war meine tote Tante Tatiana, ehemalige Königin der Moroi. Oder, also gut, es war Geist, der dazu führte, dass ich ihre Stimme halluzinierte. Ich hatte sie früher immer gehört, wenn meine Stimmung ganz besonders tief im Keller gewesen war. Jetzt, seit Sydney fort war, war diese Phantomtante zu einer wiederkehrenden Gefährtin geworden. Die positive Seite – wenn man es überhaupt so betrachten konnte – war, dass einige der manisch-depressiven Nebenwirkungen von Geist seltener geworden waren. Es schien so, als hätte der Wahnsinn von Geist die Gestalt gewechselt. War es besser,

Gedankengespräche mit einer verstorbenen Verwandten zu führen, als dramatischen Stimmungswechseln unterworfen zu sein? Ich war mir ehrlich gesagt nicht sicher.

Geh weg, sagte ich zu ihr. Du bist nicht echt. Außerdem wird es Zeit, nach Sydney zu suchen.

Sobald ich die Verbindung mit der Magie hergestellt hatte, streckte ich meine Sinne aus und hielt Ausschau nach Sydney – demjenigen Menschen, den ich besser kannte als irgendjemanden sonst auf dieser Welt. Jemanden im Schlaf zu finden, von dem ich nur wenig wusste, wäre einfach gewesen. Sie zu finden – falls sie schlief –, wäre mühelos möglich gewesen. Aber ich stellte keinen Kontakt her und ließ die Magie schließlich los. Entweder schlief sie nicht, oder sie war immer noch von mir abgeschirmt. Einmal mehr besiegt, fand ich eine Wodkaflasche in meiner Tasche und beschäftigte mich mit ihr, während ich nach Vista Azul fuhr.

Ich war angenehm beduselt, abgeschnitten von meiner Magie, aber nicht von meinem Herzschmerz, als ich die Amberwood Preparatory School erreichte. Der Unterricht für den Nachmittag war gerade beendet, und Schüler in modischen Uniformen betraten und verließen die Gebäude, um zu lernen oder rumzumachen oder was immer Highschool-Kids gegen Ende des Semesters so taten. Ich ging zum Mädchenwohnheim und wartete dann draußen auf Jill Mastrano Dragomir.

Während Rowena nur erraten hatte, was mich bedrückte, kannte Jill meine Probleme ganz genau. Das lag daran, dass die fünfzehnjährige Jill den »Vorteil« hatte, in meinen Kopf hineinsehen zu können. Letztes Jahr war sie

von Attentätern angegriffen worden, die ihre Schwester entthronen wollten, die zufällig Königin der Moroi und außerdem eine sehr gute Freundin von mir war. Eigentlich hatten diese Attentäter Erfolg gehabt, aber ich hatte Jill durch weitere ungewöhnliche Fähigkeiten von Geist zurück ins Leben geholt. Diese Heilung hatte einen großen Tribut von mir gefordert und außerdem ein psychisches Band geschmiedet, das Jill von da an meine Gedanken und Gefühle kennen ließ. Ich wusste, dass mein jüngster Anfall von Depression und Komasaufen hart für sie gewesen war – obwohl das Trinken an manchen Tagen zumindest das Band betäubte. Wäre Sydney da gewesen, hätte sie mit mir geschimpft, dass ich selbstsüchtig sei und nicht an Jills Gefühle denke. Aber Sydney war nicht da. Die Last der Verantwortung ruhte allein auf mir, und ich war offenbar nicht stark genug, um sie zu schultern.

Drei Campus-Shuttle-Busse kamen und fuhren ab, und Jill saß in keinem davon. Es war der Tag der Woche, an dem wir uns für gewöhnlich trafen, und ich hatte mir Mühe gegeben, mich daran zu halten, auch wenn ich mich sonst an nichts anderes halten konnte. Ich nahm mein Telefon heraus und schickte ihr eine SMS: *Hey, ich bin hier. Alles okay?*

Es kam keine Antwort, und schon beschlich mich ein ungutes Gefühl. Nach dem Mordversuch hatte man Jill hierhergeschickt, damit sie sich in Palm Springs unter Menschen versteckte, denn eine Wüste war kein Ort, an dem sich irgendeiner von unserer Art oder der der Strigoi – böser, untoter Vampire – aufhalten wollte. Die Alchemisten – eine Geheimgesellschaft von Menschen, die